

»Was kostet die Welt?« ein »Nun mal langsam, junger Freund!« entgegen, und empfiehlt ganz generell, kleinere Brötchen zu backen. Er ist gleichsam der umgekehrte, auf dem Kopf stehende Troubadix der Gemeinde: Die Meinungen über sein Talent sind beinahe ungeteilt, und wenn alle anderen sich großartig finden, verpasst er rechtzeitig einen wohltuenden Dämpfer. Das kalauert dann zwar gelegentlich – und insbesondere dann, wenn die Iterationsschleifen kaum enden wollen, in denen er sagt, was er tut: Kompensationskompensationen zu kompensieren, Kompensation hoch drei also –, aber ansonsten »ist er ein fröhlicher Geselle und hochbeliebt« gerade dann, *wenn* er schreibt.<sup>64</sup> Für die kleinen Feste des Alltags ist er unentbehrlich.

**Zeit der Muße** | Logische Formen sind gleichsam zeitlos. Sie kommen und gehen nicht wie ihre direkten Gegenteile, die Dinge, sondern sind die Bedingungen der Möglichkeit von bestimmtem Kommen und Gehen, metaphorisch gesagt: die unsterblichen Seelen der Dinge. Ihre Geschichtlichkeit muss verträglich damit sein, »nur mit einem Schlage entstehen oder vergehen [zu] können«.<sup>65</sup> Sie sind strikt gegenwärtig, insofern sie im Rücken real stattfindender Tätigkeiten angesiedelt sind. Sie leben sozusagen als Skelette der Praktiken.

Solch unscheinbare Gespenstigkeit kann schönen Schauer auslösen, und dann drohen Erbaulichkeiten: Gegen alles Herunterwirtschaften des guten Lebens auf allseits bereit liegende Kosten-Nutzen-Berechnungen eine Huldigung der Form der Selbstzweckhaftigkeit – ach, wie schön! Leise säuselt der Wind und Seufzer der Erleichterung sammeln sich zum Heiligenschein über der Versammlung. Es wird idyllisch.

Reine Formen sind witzlos. Ihr Witz zeigt sich, falls sie einen haben, dort, wo sie in Ort und Zeit manifest erscheinen.<sup>66</sup> Das tun solch flüchtige Geister nicht allein aus eigenem Antrieb – wo

---

64 | Exemplarisch Odo Marquard, Skepsis als Philosophie der Endlichkeit [2001], in: ders., Zukunft braucht Herkunft. Philosophische Essays, Stuttgart 2003, S. 281–290

65 | Gottfried Wilhelm Leibniz, Monadologie [1714], § 6.

66 | Deshalb ist Michel Foucault (Andere Räume [1967], in: Karlheinz Barck u.a. [Hg.], Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik, Leipzig 1990, S. 34–46) daran interessiert, Nicht-Orte (Utopien) zu Widerlagern (Heterotopien) umzubilden.

sollten sie den herhaben? –; das Tun der Gemeinde muss solchen fleischlosen Gerippen gleichsam entgegenkommend begegnen.<sup>67</sup> Und wie der eigene Rücken von Menschen, so ist auch der Rücken von Tätigkeiten bestenfalls im Spiegel zugänglich, daher die oben herausgestellte Notwendigkeit geheiligter Orte.

Wem oder was man dort begegnet, darüber lässt sich dann immerhin trefflich streiten. Manifest gewordene logische Formen, auch das haben sie mit den realen Rücken von Menschen gemeinsam, können eine mehr oder weniger gute Figur abgeben. Ein Maß solchen Streits ist die eigentümliche Zeitstruktur, in der sich logische Formen an solch geheiligten Orten geben, nämlich eine willkommene Abwechslung des Alltags zu versprechen.

Eine erste  
Doppeldeutigkeit  
von Muße      Wenn Aristoteles sagt, die »Hauptfrage« sei, »mit welcher Art Tätigkeit man die Muße auszufüllen hat«<sup>68</sup>, so deutet das auf eine grundsätzliche begriffliche Schwierigkeit, weil Doppeldeutigkeit von *Muße*, hin. Muße im engeren Sinn bezeichnet dort eine gewisse zur Verfügung stehende Zeit von einer ihr eigentümlichen Struktur, die es durch Tätigkeiten, die dieser Struktur angemessen sind, auszufüllen gilt. Im Zweifel kann dies einfach die Tätigkeit des Nichtstuns sein, wodurch freilich zugleich der Übergang von Muße zu Müßiggang angelegt ist. Ist man am Loblied auf den Müßiggang nicht interessiert<sup>69</sup>, so wird man unter dem Titel »Muße« nicht so sehr die zur Verfügung stehende Zeit

---

67 | Das haben sie mit ihren direkten Gegenteilen, den Dingen, gemeinsam: »Die Waaren können nicht selbst zu Markte gehen und sich nicht selbst austauschen. Wir müssen uns also nach ihren Hütern umsehn, den Waarenbesitzern. Die Waaren sind Dinge und daher widerstandlos gegen den Menschen. Wenn sie nicht willig, kann er Gewalt brauchen, in andren Worten sie nehmen.« (Marx 1872, a. a. O. [Fn. 9], S. 113). Der signifikante Unterschied liegt darin, dass logische Formen gerade nicht in der Gewalt der Tätigen liegen, weil und insofern sie solches Tun gleichsam tragen. Insofern können wir sie uns nicht zur Brust nehmen, sondern dabei bestenfalls auf unsere Rücken achtgeben.

68 | Siehe Fn. 5

69 | Das ist nicht als Abwertung gemeint, denn gelegentlich muss wohl dieses Lied gesungen werden. – Das Buch von Paul Lafargue (1841–1911), *Das Recht auf Faulheit. Widerlegung des »Rechts auf Arbeit«*, von 1848 (1883) (Grafenau/Uetze<sup>2</sup>1999), ist ohne Frage ein theoretisch schlechtes. Aber gelegentlich kommt ein guter Geist eben recht blass als Gespenst daher und erschreckt durch sein Poltern.

in ihrer eigentümlichen Struktur betonen – also nicht die *Form* der Selbstzweckhaftigkeit –, sondern eher die eigentümlichen Qualitäten solcher Tätigkeiten, die dieser Zeitstruktur angemessen sind.

Auch Aristoteles war ernst genug, reine Formen für witzlos zu halten. Aber seine »Hauptfrage« nach spezifischen Qualitäten müßigen Tuns ist ein typischer Fall von Überhöhung. Schon die Frage will bestimmte, festgelegte Tätigkeiten als festliche Tätigkeiten auszeichnen, die dadurch – als besonders beweihräucherte Tätigkeiten – bestimmte Orte und bestimmte Zeiten ihres tatsächlichen Stattfindens heiligen. Und, in einer Sklavenhaltergesellschaft lebend, ist klar, was Aristoteles meint: Eigentliche Muße ist das Tun der Philosophen. Das ist eine nette Idee, aber zeitgebunden. Selbst Aristoteles bleibt sozial Geschöpf der zeitgenössischen Verhältnisse, »so sehr er sich auch subjektiv über sie erheben mag«. <sup>70</sup> Wer diese Frage heute noch in dieser Weise stellt, begeht schlicht einen Anachronismus und antwortet entsprechend rein ideologisch. <sup>71</sup>

Demgegenüber bleibt festzuhalten, dass es die bestimmte Qualität nicht ist, die eine Tätigkeit zur *mußevollen* Tätigkeit macht. Dasselbe phänomenale Tun kann sowohl festliches als auch nicht-festliches Tun sein. Z. B. *kann* das Nichtstun Erholung, Langeweile oder festliche Tätigkeit sein. Zwar spricht einiges dafür, dass nicht *jegliches* Tun im Prinzip auch festliche Tätigkeit sein kann – und in diesem Sinne bleibt die aristotelische Hauptfrage wohl berechtigt –, aber wichtiger ist zweifellos, dass *keine* menschliche Tätigkeit welcher eigentümlichen Qualität auch immer von Haus aus bereits Muße *ist*, sondern bestenfalls Muße ist, insofern sie in der Form der Selbstzweckhaftigkeit vollzogen wird.

---

70 | Marx 1872, a. a. O. (Fn. 9), S. 68

71 | Das kommt freilich ganz unscheinbar daher. Z. B. geht es Martina Blasberg-Kuhnke, Die Wiedergewinnung der Muße. Eine Lektorientierung für Gemeindepastoral, Schule und Erwachsenenbildung, in: *Diakonia* 28 (1997), S. 229–237, bei *Muße* »nicht um eine weltfremde Innerlichkeit, sondern um die Konzentration auf das Wesentliche« (S. 237). Aber was denn ›das Wesentliche‹ sei, das wird tunlichst nicht gesagt. *De facto* ist es klar; Zeittotschlagen gehört sicher nicht dazu. – Heutzutage kann die *formale* Analyse weiter getrieben werden, statt klammheimlich einen festen Inhalt einzufüttern.

Das, was Muße zur Muße macht, ist daher ein *Verhältnis* einer *bestimmten* Qualität einer Tätigkeit und ihrer Form der Selbstzweckhaftigkeit. Sie zeigt sich gegebenenfalls an eigentümlichen, »geheiligten« Orten; dort aber zeigt sie sich, wenn sie sich zeigt, vor allem hinsichtlich der Eigentümlichkeit ihrer Zeitstruktur, nämlich darin, den Alltag in spezifischer Weise zu unterbrechen. Dadurch entsteht zugleich der Schein, dass diese eigentümliche Zeitstruktur sich notwendigerweise als ausgezeichneter *Zeitraum* manifestiert: als Sonntag des Lebens. Doch der Sonntag ist nicht lediglich ein weiterer alltäglicher Tag neben den sechs anderen, der als reines Gefäß noch darauf wartet, mit welcher höheren Qualität er wohl ausgefüllt werden wird. Gerade das geht wider alle heutige Erfahrung: Feiern kann man auch wochentags, und sonntägliche Gottesdienste können tote Feiertagshülsen sein. Die eigentümliche Zeitstruktur der Muße ist daher nicht so sehr ein vorab festgelegter *Zeitraum*, sondern so etwas, was man einen τόπος (*topos*, Ort) der menschlichen Zeit nennen kann: jene Zeit, die mit einer Tätigkeit von bestimmbarer Qualität um ihrer selbst willen verbracht wird und die sich nicht auf einen Nutzen verrechnen lässt. *Metaphorisch* handelt es sich um den Sonntag des Lebens, der keinesfalls sonntags, sondern eben zur rechten Zeit<sup>72</sup>, stattfinden muss. Seine Außer-Alltäglichkeit liegt darin, dass Tätigkeiten, die an diesem Ort der Zeit stattfinden, nicht ins Kalkül gezogen werden können, sondern sich glücklich ergeben während man anderes tut.

**Metadiskussion** | Muße ist als Gegenbegriff zu der komplementären Zweifelt Arbeit/Spiel in gänzlich anderer Weise negativ auf nützliche/naturnotwendige Arbeit bezogen als die Selbstzweckhaftigkeit des Spiels: Der Nicht-Nutzen des Spiels ist eine Nutzlosigkeit, die nicht unnütz, sondern selber noch ein Modus von Nutzen ist, nämlich der Erholung zu dienen. Demgegenüber ist der Nicht-Nutzen der Muße derart, dass die Kategorie des Nutzens für die Muße, wie man sagt, »nicht in Frage kommt«. Zwar kann es Muße überhaupt nur dann geben, falls es auch das Reich nützlicher Arbeit samt nutzlos-erholenden Spiels gibt,

---

72 | Zur Figur des rechten Zeitpunkts siehe Karl Mertens, Der Kairos der Rede als Ausdruck menschlicher Situiertheit, in: Josef Kopperschmidt (Hg.), *Rhetorische Anthropologie. Studien zum Homo rhetoricus*, München 2000, S. 295–313.